
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 108. Bydgoszcz/Bromberg, 13. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(13. Fortsetzung.)

V.

Nur unter dem schwer lastenden Druck einer tiefen Verzweiflung entschloß sich Kilian dazu, Vinzenz von Schippenbeil aufzusuchen, um ihm über die unfaßbaren Dinge, die im Gange waren, zu berichten.

Kilian versuchte, sich alles mögliche zurechtzulegen, um unter Vinzenz' geschliffenen Fragen nicht in Verwirrung zu geraten. Er wußte, daß Vinzenz nichts so verabscheute, wie unklare Köpfe. Aber es war gar nicht möglich, sich etwas zurechtzulegen, der Fall war so klar und übersichtlich.

Nur äußerlich war eine Vorbereitung auf die Unterredung mit Vinzenz notwendig, und wie immer zog er einen alten Anzug an, band einen hohen Stehkragen um und eine Krawatte, die er nur für diese Besuche um eine Mark gekauft hatte. Er achtete darauf, nicht nach Lavendel zu riechen nicht frisch rasiert auszusehen und sein spärliches Haar nicht übertrieben zu glätten.

Dennoch war diese Sorgfalt, wie sich zeigte, nicht ausreichend gewesen, denn als Vinzenz den Blick von seinem Schreibtisch hob, war sein erstes Wort, an Stelle einer Begrüßung:

„Sie tragen keine Weste? Wie ein junger Geck laufen Sie herum?"

„Hör doch auf, Vinzenz", sagte Kilian gehetzt, „es ist etwas geschehen."

Kilian kam nur selten hier heraus in die Versuchsanstalt, denn wenn es irgend möglich war, besuchte er Vinzenz lieber in seiner Villa, wo es Sessel gab und Gardinen und Teppiche. Er haßte diese kahlen weißen Räume, die nach Säuren und Chemikalien rochen, die gebohnerten Fußböden, die nüchternen Stühle, die kalten Schaltbretter an den Wänden, die ganze Atmosphäre hier beengte ihn und machte ihn unsicher. Er betrachtete die Mädchen und Frauen, die hier in ihren weißen Mänteln arbeiteten, ungläubig und befremdet, und der junge Dr. Wilhelm, Vinzenz' Mitarbeiter, war in seinen Augen ein bemitleidenswerter, versklavter Mensch, denn Kilian war einmal Zeuge gewesen, als Vinzenz ihn wegen eines neuen weißen Arbeitskittels in unglaublicher Weise angefahren hatte, denn in allen Kleiderfragen war Vinzenz von einem direkt manischen Konservativismus, und weiße Kittel duldete er nur bei Friseuren, die „Agenten der Eitelkeit". Was ihn betraf, er trug seit Jahren ein kaum bis an die Knie reichendes Mäntelchen, das keine Knöpfe besaß, weil er es immer offen trug, ein verflecktes, von Säuren zerfressenes Fähnchen, das hinter ihm herwehte, wenn er durch die Räume fegte, der kleine, verbissene Mann mit dem großen Kopf.

Was er sein Privatkontor nannte, war ein Raum, den Kilian nicht einmal seinem Hausmeister als Aufenthaltsort angeboten hätte. Es war ein kleines Zimmer mit weißgetünchten Wänden, Büchergestellen aus einfachen Brettern, gardinenlosen Fenstern aus Mattglas und einem großen Bureauschreibtisch.

Die Atmosphäre in diesem Raum stand unter einem geheimnisvollen und atembeklemmenden Druck. Von fern her kam ein Gefühl über Kilian, das die Jahre fortwischte, als wären sie nie gewesen, als stünde er hier wie ein banger Schüler vor der unerbittlichen Majestät einer strafenden Instanz. Es war die Atmosphäre einer starken und gebietenden Persönlichkeit, die diesen Raum füllte, gegen die Wände strahlte wie ein unsichtbarer, energieerfüllter Dunst.

Kilian fühlte, daß er in der bevorstehenden Unterredung der Schwächere war, und dies steigerte seine Erregung so sehr, daß er seine Nerven kaum mehr in der Gewalt hatte.

Vinzenz hielt einen gelben Bleistift in seinen harten, dürren Fingern.

Kilian setzte sich. „Ich habe mit dir zu reden, Vinzenz", sagte er.

Vinzenz sah zur Decke empor. „Ich muß doch bitten, mich weder zu duzen, noch mit meinem Vornamen anzureden."

„Laß doch das jetzt", rief Kilian zerfahren, „das sind doch Kindereien."

Vinzenz unterbrach ihn mit erhobener Stimme: „Es handelt sich hier nicht um Kindereien. Ich habe Ihnen wiederholt in aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben, daß ich von Ihrer Seite keine Intimitäten dulde. Sie mögen sein, wer immer. Das alles habe ich aus meinem Gedächtnis gestrichen. Sie müssen mit mir wie mit einem Fremden reden oder überhaupt nicht."

Kilian atmete tief, um seine Erregung zu bemeistern. Wie unerträglich war dies alles!

„Gut", sagte er mühsam. „Wie Sie wünschen." Er wußte nicht, wie er beginnen sollte.

Vinzenz klopfte mit dem Bleistift gegen die Tischkante. „Sie wollten mir etwas mitteilen."

„Ja", sagte Kilian. „Leonhard ist hier."

„Ich weiß. Ich habe mit ihm gesprochen."

„Gesprochen? Über was?"

„Es kann Sie nicht interessieren."

„Doch", rief Kilian. „Leonhard weiß alles!"

Vinzenz legte den Kopf auf die Seite und schloß die Augen. „Seien Sie doch nicht so albern."

„Vielleicht täusche ich mich. Aber auf jeden Fall besteht die Gefahr, daß sich jemand mit ihm in Verbindung setzt, der ihn über verschiedene Dinge aufklärt. Darüber wollte ich reden, denn etwas muß geschehen, wenn es nicht schon zu spät ist."

„Mann, was reden Sie da?" sagte Vinzenz barsch. „Außer Ihnen und mir kennt niemand die Zusammenhänge. Es kann ihm daher niemand irgendeine Aufklärung geben."

„Doch", sagte Kilian leise. „Es gibt eine Frau."

Es war der einzige Augenblick, in dem Vinzenz vorübergehend die Fassung verlor. Er warf den Bleistift in hohem Bogen auf den Tisch.

„Zum Teufel!“ schrie er wütend. „Sind Sie wahnsinnig?“

„Ich habe es ihr nicht gesagt“, rief Kilian außer sich. „Ich schwöre es, ich habe mit keinem Wort darüber gesprochen! Es ist wie verhext, ich stehe vor einem völligen Rätsel. Ob sie wirklich alles weiß, ist mir nicht bekannt. Tatsache ist nur, daß sie Leonhard aufgefordert hat, sich mit ihr in Verbindung zu setzen.“

„Aus welchem Grunde?“

„Aus Rache. Weil ich sie nicht heiraten wollte.“

Vinzenz blickte auf Kilian wie auf einen unmündigen Verbrecher.

„Dann werden Sie sie eben heiraten“, sagte er. Seine Stimme füllte den Raum bis in die letzte dunkle Ecke. Sie schien jeden Widerstand zu überrennen wie eine lächerliche Papierbarrikade.

Kilian senkte den Kopf.

„Sie ist fort“, sagt er. „Ich habe sie überall gesucht.“

Vinzenz schwieg. Fast schien es, als interessiere ihn dies alles nicht. Er warf knapp über den goldenen Brillenrand einen kalten feindseligen Blick auf Kilian. Der wagte es nicht, den Kopf zu heben. Er saß vor seinem Richter und erwartete das Urteil.

Frauengeschichten — wie sehr mußte Vinzenz ihn verachten, die gering und ekelhaft mußten diese privatesten Dinge einem Mann erscheinen, dessen Leben in eisernen Bahnen verlief und der jegliche persönlichen Gefühle in den Schraubstock spannte, der Pflicht hieß, und zu Staub zerrieb. Daß dieser Mann Vater eines Kindes war, verheiratet gewesen, vielleicht einmal geliebt haben mochte, war unvorstellbar. Ja, schon daß er einmal jung gewesen, war nicht zu denken. Man konnte nicht anders meinen, als daß er seit je ein Mann von fünfzig Jahren gewesen sein mußte, mit einem faltenlosen, gespannten Gesicht, dem lippenlosen Mund und dem hängenden, wirren Schnurrbart. Im Leben dieses Mannes gab es keine Jugend, keine Liebe, keine Schönheit. Frostig und kalt ragte er in die Wolken wie ein harter Fels.

Vinzenz brachte es nicht über sich, von Dingen wie Kilians Liebesgeschichten zureden. Es war, als schnürte ein Ekelgefühl seine Kehle zu. Wie ein Gegenstand, zu nahe an die Linse der Kamera gebracht, nicht mehr in Schärfe zu erfassen ist, so war die Nähe von Kilians Gefühlswelt für Vinzenz einfach nicht sichtbar. Für ihn war Kilian nur ein lästiges Faktum, wie ein Minusposten in der Bilanz oder eine unvollkommene Maschine. Er durfte ihn nicht übersehen, er mußte ihn wachsam in Schach halten, aber er leugnete seine leibliche Existenz. Er haßte ihn nicht, er verabscheute ihn nur wie schmutzige Wäsche.

„Ich erwarte von Ihnen, daß Sie die Angelegenheit regeln.“

Das war alles. Kilian sah ihn an. Begriff er denn nicht? Wie konnte er mit einer geschäftsmäßigen Phrase über etwas hinweggehen, das wie eine Lawine jeden Augenblick über ihn hereinzubrechen drohte. Verschloß er die Augen vor der Gefahr? Nein, er begriff nicht.

Kilians Hand flatterte müde empor und fiel auf sein Knie.

„Ich sehe vorläufig keinen Weg, um die Angelegenheit zu regeln“, sagte er niedergeschlagen. „Man darf mir glauben, daß ich sonst nicht hierhergekommen wäre.“

Er vermied es, Vinzenz mit „Sie“ anzureden, wagte es aber auch nicht mehr, ihn zu duzen. „Es handelt sich hier nicht um eine beliebige Affäre, die mit Geld oder guten Worten aus der Welt zu schaffen ist“, fuhr Kilian fort. „Es ist leider nicht daran zu zweifeln, daß die erwähnte Frau zu allem entschlossen ist. Was aber, wenn Leonhard wirklich gegen uns vorgeht?“

Vinzenz griff nach einer glatten roten Kugel, die auf dem Schreibtisch lag und drehte sie zwischen den Fingern.

„Sie meinen — gegen mich.“

Kilian schwieg.

„Ich würde mich zur Wehr setzen“, sagte Vinzenz.

Kilians Gesicht zuckte hoch: „Legal?“

Wiederum erschien dieser Ausdruck von Ekel in Vinzenz' Gesicht. „Was sind Sie für ein Mensch“, sagte er angewidert. Gleich darauf sank seine Stimme wie in eisige Tiefen hinab und er sprach gegen die Wand, als wäre Kilian gar nicht anwesend:

„Ich habe nicht die Absicht, mich mit Ihnen über diese Dinge auseinanderzusetzen. Ich lehne jede Partnerschaft ab. Ich habe Sie niemals in Zweifel darüber gelassen, was ich von Ihnen denke. Sie sind ein Mensch, der von Erpressung lebt. Und ich würde es vorziehen, auf der Stelle zu sterben, als mich zum Teilhaber Ihrer gemeinen Gesinnung zu machen. Zwischen uns gibt es keine Bindung, mögen Sie sein wer immer. Nicht der kleinste Gedanke ist uns gemeinsam. Sie sind einfach ein Verbrecher.“

Kilian saß bleich und mit zitternden Lippen vor Vinzenz. Ihm war, als klebten ihm die Kleider am Körper, als wären sein Gesicht und seine Gestalt jäh in abstoßende Häßlichkeit verwandelt, und er fühlte einen zwingenden Drang, sich zu verhüllen, sich heulend zu verkriechen in elende Unsichtbarkeit. Ein feiger Haß gegen Vinzenz flammte in ihm auf. Er saß wie versteinert; getreten und verachtet, doch er rührte sich nicht fort, er war feige und ehrlos, aber zäh in seiner Erniedrigung. Er nahm die Schläge hin mit unhörbarem Knirschen.

„Wir sind keine Komplicen“, sagte Vinzenz von Schippenheil. „Glauben Sie ja nicht, daß ich jemals bereit wäre, mich von Ihnen in unsaubere Dinge hineinziehen zu lassen. Sie ahnen ja nicht, wie oft ich nahe daran war, Sie einfach der Polizei zu übergeben.“

In Kilian Augen begann der Haß zu glühen.

„So?“ sagte er heiser. „Und warum hat man es nicht getan?“

„Weil es Dinge gibt, die mir wichtiger erscheinen“, versetzte Vinzenz und blickte auf die rote Kugel in seiner Hand. „Weil es Dinge gibt, die wichtiger sind als das Glück oder Unglück eines Menschen. Ich habe keine Veranlassung, Ihnen meine Gedanken mitzuteilen. Aber eines kann ich Ihnen sagen: Seitdem ich Sie kenne, gibt es für mich keine Begriffe mehr wie Glück und Unglück. Wäre es so, hätte ich Sie und mich töten müssen, denn ein Leben, wie ich es in diesen letzten drei Jahren führe, ist nur zu ertragen, wenn man ein Schuft ist wie Sie, oder wenn man aufhört, an das persönliche Glück des einzelnen zu glauben. Sie sprechen von legal oder illegal. Es wundert mich nicht, denn ich habe nie daran gezweifelt, daß Sie ein niedrig denkender Mensch sind. Wenn ich mich zur Wehr setze gegen Leonhard oder wen immer, glauben Sie mir, ich würde nicht kämpfen, damit Sie ein bequemes Leben führen können, auch nicht um des Besitzes selbst willen, denn daraus mache ich mir nichts, sondern ich würde kämpfen, weil ich noch etwas zu tun habe, was mir wichtiger erscheint, als die Frage nach den Ansprüchen irgendwelcher Leute. Ich weiß, daß Sie das nicht begreifen. Aber ich muß es Ihnen sagen.“

Kilian zog die Mundwinkel abwärts. Wenn man so ein ehrlicher Mann ist, wie man immer glauben machen will, warum deckt man dann nicht die Karten auf? Warum will man dann kämpfen? Wofür? Ein ehrlicher Mann würde den Posten räumen, den er gegen jedes Recht einnimmt und ihn demjenigen überlassen, der einen gerechten Anspruch darauf hat. Was heißt denn überhaupt, etwas zu tun haben, was wichtiger ist? Das kann jeder sagen. Klingt nach moralischen Grundsätzen. In Wirklichkeit ist man kein Haar besser als andere. Man hockt auf dem Geld und will nichts davon abgeben. Das ist alles. Ein Narr wäre ich, wenn ich nicht daran teilhaben würde. Es ist ja nur ein Zufall, daß jemand anderem und nicht mir ein Vermögen zugefallen ist.“

„Es kommt nicht darauf an, ob einer ein Vermögen besitzt, sondern in den Dienst welcher Sache er dieses Vermögen stellt“, erwiderte Vinzenz sehr ruhig. „Es gibt ein Recht, das nur auf dem Papier steht. Und es gibt eine Moral, die nirgends geschrieben steht und dennoch ewig fortwirkt. Ich kann nicht alles das, woran ich seit Jahren mit allen meinen Kräften arbeite, plötzlich von mir werfen, nur weil irgendein nichtsnutziger Weltenbummler auf Grund eines Stück Papiers meint, Ansprüche auf mein Vermögen zu besitzen. Ein Mensch wie Leonhard würde es in kürzester Zeit vergeudet haben, und selbst angenommen, er würde es nicht vergeuden — was täte er damit? Wäre irgend jemandem außer ihm selbst damit geholfen? Nein. Der Gemeinschaft kann es gleichgültig sein, ob Leonhard oder Vinzenz Schippenheil ein Vermögen besitzt. Es kann ihr aber nicht gleichgültig sein, ob der eine oder der andere ihr mit Hilfe dieses Vermögens zu neuen Wegen oder neuen Werten verhilft, die sie weiter-

bringen und die einen allgemeinen Gewinn darstellen. Das ist der Grund, warum ich meinen Posten nicht räume, warum ich widerstandslos Ihre Existenz ertrage, und warum ich entschlossen bin, mich zur Wehr zu setzen, mit allen Mitteln — mit allen Mitteln, wohlgemerkt."

„Ich möchte wissen, was für legale Mittel da gemeint sind", fragte Kilian mit höhnendem Unterton. „Hat man vielleicht die Absicht, einen Rechtsanwalt mit der legalen Beseitigung Leonhards zu beauftragen?"

Ohne darauf einzugehen, sagte Vinzenz: „Wenn sich Ihre hysterischen Angstträume bewahrheiten, so werde ich so handeln, wie es mir recht und billig erscheint. Dazu brauche ich Sie am allerwenigsten. Meine erste Maßnahme wird allerdings die sein, daß ich Sie wegen Erpressung anzeige. Sie selbst sollen das erste Opfer des Unheils sein, das Sie verursachen."

„Käme etwas verspätet eine solche Anzeige wegen Erpressung. Die hätte schon vor drei Jahren erfolgen müssen, wenn man ein so sittengestrenger Mensch ist, wie man immer behauptet."

(Fortsetzung folgt.)

Strich drunter! Johanna.

Skizze von Peter Steffan.

Der junge Mann rasierte sich gerade, als das Telephon klingelte. Er nahm verdrießlich den Rasierpinsel aus der rechten in die linke Hand, ging hinüber ins Wohnzimmer und hob den Hörer ab.

„Berndt!" brummte er.

„Tag, Wolfgang", sagte eine weibliche Stimme, „hast du Zeit für mich?"

„Nee", sagte er, „ich rasiere mich. Wer ist denn dort?"

„Hier spricht Johanna."

„Kenne ich nicht", sagte er junge Mann, „wer du auch seiest, Frauenzimmer, enthülle dein Geheimnis. Ich bin kein Rätselredakteur."

„Das hat Zeit bis später", sagte die weibliche Stimme. „Ich hole dich in einer Viertelstunde mit meinem Wagen ab. Richte bis dahin Zahnbürste, Badeanzug und Geld für vierzehn Tage."

„Hören Sie mal . . .", sagte Wolfgang, aber da war am anderen Ende schon abgehängt. Er kannte keine Johanna und schon gar keine mit einem eigenen Auto. Achselzuckend ging er hinüber, um sich fertig zu rasieren.

Eine Viertelstunde später hupte es unten mehrmals.

„Da bist du ja, Wolfgang", sagte die Dame im Auto, als er aus der Haustür trat.

„Für ein Unglück", sagte der junge Mann, indem er sie betrachtete, „für ein Unglück bist du ganz wohlgefällig anzuschauen, Dame Johanna."

„Danke schön. Aber wieso Unglück?"

„Ich habe mich vorhin beim Rasieren geschnitten . . ."

„Ja, ja", sagte sie lachend, „jetzt steig nur ein!" —

Ein Abend acht Tage später sah die beiden am Strand eines kleinen Ostseebades liegen. Wolfgang kaute an einem Grashalm und Johanna zeichnete Kreise in den Sand.

„Du bestehst also auf einer Erklärung?" fragte Johanna.

„So kann das nicht weitergehen", erwiderte er. „Diese letzte Woche war zwar ohne Zweifel ergötzlich, aber ich kann auf die Dauer nicht mit einem Mädchen in der Welt herumfahren, von dem ich außer dem Namen nichts weiß."

Sie seufzte ein wenig und stand auf. „Also gut", sagte sie, „ich gebe dir morgen Aufklärung."

Er war gleichfalls aufgestanden. „Warum siehst du so traurig aus, Johanna?" fragte er und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Lieber Himmel, ich glaube wahrhaftig, du weinst!"

„Das geht dich gar nichts an, ob ich weine", sagte sie heftig. „Ich weine, wann es mir paßt!"

Er sah Johanna an diesem Abend nicht mehr. Am nächsten Morgen, als er von seinem Hotelzimmer zum Frühstück hinunterkam, war sie abgefahren. Neben seinem Teller fand er einen Brief.

„Lieber Wolfgang" — las er—, „die versprochene Erklärung erhältst Du nur schriftlich. Vielleicht weil ich mich ein wenig schäme. — Ruth, mit der Du ja seit einiger Zeit befreundest bist, ist meine beste Freundin. Ich möchte aber nicht, daß Deine Freundschaft mit ihr zu einer Liebelei wird. Sie ist zu schade dafür und überhaupt für Dich. Nach allem, was ich über Dich gehört habe, bist Du nur eine Art unruhiger Schmetterling, der hier und dort ein wenig nascht. — Ruth hat jetzt Besuch von einem Jugendfreund. Deshalb nahm ich mir vor, Deinen Einfluß so lange von ihr fern zu halten. Ich kam von Hamburg herüber und habe Dich entführt. Ich hoffe, daß dieses Unternehmen in bezug auf Ruth ein besserer Erfolg war, als man das im Zusammenhang mit mir selber sagen kann. Also vergiß es. Strich drunter! Johanna."

Als Wolfgang fertig gelesen hatte, sah er einige Minuten lang angestrengt in seine Kaffeetasse . . .

In Berlin angekommen, fuhr er gleich zu Ruths Wohnung. Sie machte ihm selbst auf. Im Zimmer fand er einen jungen Mann vor, der ihm als Hans Petersen vorgestellt wurde.

„Hans und ich haben uns gestern verlobt", sagte Ruth.

„Ach, das ist schön, herzliche Glückwünsche!" sagte Wolfgang mit etwas abwesender Freundlichkeit. „Aber eigentlich, sei mir nicht böse deswegen, Ruth, bin ich gekommen, um mich nach der Adresse deiner Freundin Johanna zu erkundigen."

„Johanna?" sagte Ruth erstaunt. „Aber die ist im Schlafzimmer nebenan. Sie packt gerade. Sie will noch heute nacht abreisen."

Wolfgang legte den Finger auf die Lippen, ging auf Zehenspitzen zur Tür und öffnete sie vorsichtig. Johanna saß neben einem halbgepackten Koffer auf dem Boden, die Beine angezogen, mit dem Gesicht auf den Knien. Er zog die Tür hinter sich zu und ging rasch zu ihr hin. Sie sah nicht auf.

„Warum kannst du mich nicht in Frieden lassen, Wolfgang?" sagte sie leise. „Siehst du nicht, daß ich nicht die Art Mädchen bin, die sich für deine Liebeleien eignet?"

„Ach, lieber Himmel, was seid ihr dumm, ihr Mädchen!" erwiderte er. „Könnt ihr denn wirklich nicht verstehen, daß wir nur auf die Gelegenheit warten, treu sein zu können?" Er setzte sich resolut neben sie auf den Boden und hob ihr Gesicht mit der Hand, so daß sie ihn ansehen mußte. „Ich habe es immer für eine Schande gehalten, mit 29 Jahren noch nicht verheiratet zu sein. Willst du mir nicht helfen, diesen Zustand zu beseitigen?"

Sie mußte lächeln, und da wußte er, daß er auf ihre Mithilfe zählen konnte.

Nordischer Mai.

Wolken segeln von West
Schwer über Stack und Deich.
Durch das schwanke Geäst
Braust es kühl und weich.

Weiden schimmern im Flor,
Kutter und Netze ruh'n.
Hinter Schilfen und Rohr
Raschelt das Wasserhuhn.

Rinder stehen am Weg,
Breit, mit schlafendem Blick.
Herb, hinterm Landungssteg,
Duftet der Frühlingsschlick.

Und du zögerst und schaust
Weit in das gleißende Land,
Glücklich und windgezaust,
Über dem Auge die Hand.

Gustav Leuteritz.

Eheleben am Araguaya.

Begegnung mit dem Stamm der Carajas.

Von Otto Steiniger.

Je weiter unsere Reise nach Norden ging, um so phantastischer und schöner erschien uns die Natur. Inzwischen war die Trockenheit ins Land gezogen, und der große Araguaya-Strom, auf dem unsere kleine, aus vier jungen Kerlen bestehende Diamantensuchergruppe reiste, hatte seinen Tiefstand fast erreicht.

Nach zehntägiger Kanufahrt entdeckten wir eines Morgens auf einer hohen und besonders geräumigen Sandbank ein großes Lager Indianer vom Stamme der Carajas. Es waren nicht die ersten Rothäute, die wir am Araguaya sahen. Dann und wann hatten wir eine reisende Indianerfamilie angetroffen. Man sprach mit ihnen, schenkte ihnen Zuckerrohrmelasse und schwarzen Rollentabak, empfing dafür etliche Fische. Aber dieses hier schien eine noch vollständigere Indianersiedlung zu sein. Wir waren im eigentlichen Caraja-Reiche angelangt. Die Höflichkeit erforderte es, den Rothäuten einen Besuch abzustatten. Ein riesiger brauner Kerl trat uns entgegen. Seine schwarzen Haare hingen ihm lang und strähnig über die Schultern. Er trug die Abzeichen seines Stammes, das heißt, er hatte eintätowierte blaue Kreise auf den Wangen. Dieser prachtvolle Bursche war der Häuptling des winzigen Stammes.

Man führte uns vier in den Kreis der wenigen Hütten. Aus Palmblättern waren sie zusammengefügt, ebenso luftig wie einfach. Vor den Hütten saßen nackte, nur mit einem Grasschurz versehene Weiber auf Palmblattmatten und stellten grobschlächtige Töpfe aus tonhaltiger Erde her. Winzige Kinder mit aufgetriebenen Trommelbäuchen balgten sich miteinander oder mit den Hunden, die hier so zahlreich wie Sand am Meere schienen. Dazwischen stolzierten langbeinige Laufvögel. Braune südamerikanische Strauße waren da und Araras, die blaugoldenen Papageien des Araguaya.

Wir hatten den neuen Freunden Geschenke mitgebracht und breiteten unsere Liebesgaben vor ihnen aus. Als ausgesuchtes Geschenk für den Häuptling verehrte ich ihm ein altes braunes Khakihemd. Es war auf dem Rücken derart zerschlissen, daß es sich selbst beim besten Willen nicht mehr zurechtflicken ließ. Ich hatte unterwegs die gröbsten Risse nach Männerart mit schwarzem Zwirn zusammengezogen. Die Indianer erfaßten die ungewollte Symbolik meines armen Hemdes sofort. Sie brachen in wilde Schreie des Entzückens aus.

Der Häuptling legte das Hemd mit meiner Hilfe über den gedrungenen Körper. Es stand prall und glatt über dem muskelstrotzenden Leibe. Alles reckte und streckte sich, und ich sah den Augenblick kommen, da auch die zauberkräftigen Zierate nicht mehr helfen würden. Mein armes altes Hemd mußte dann elend in die Brüche gehen.

Vorderhand versah es jedenfalls noch seinen Dienst und verbreitete Freude und Glückseligkeit. Der Häuptling stolzierte herum wie ein aufgeblasener Pfau. Seine Hünenbrust blähte sich noch mehr vor eitler Lust. Es war ein phantastischer Anblick, diesen enormen braunen Hemdenmatz durch den Sand stapfen zu sehen. Unsere neuen Freunde fühlten sich bemüßigt, uns durch allerlei Gegengaben zu erfreuen.

Dann setzten sie uns gebratene Fische vor. Fische, die einen durchdringenden Gestank ausströmten. Unsere Gastgeber selber fielen sogleich mit Heißhunger darüber her, zerrissen die Tiere mit ihren Fingern und verschlangen sie sozusagen mit Haut und Gräten. Die Carajas braten nämlich die Fische mitsamt ihren Eingeweiden und all dem Unrat, der in den Leibern dieser braven Tiere steckt. Erst während des Mahles reißen sie die Eingeweide heraus und verschlingen dann den Rest.

Während der Mahlzeit sahen wir am Uferrande der großen Sandbank eine junge Indianerin sitzen, die in merkwürdig demütiger Haltung über den großen Strom schaute. Ihr Körper schwankte hin und her, und einförmiges, tierähnliches Klagen quoll aus dem schmerzverzogenen Munde. Sie schien einen herben Verlust zu bejammern. Das Merkwürdige an diesem jungen Weibe aber war der völlig kahle Kopf. Wie ein Zuchthäusler sah das braune Wesen aus. Die langen, straffen, unglaublich dichten Haare, die sonst — bei Männlein und Weiblein — bis über die Achsel fallen, waren dahin. Alle Fasern des jungen Leibes schienen von herben Schmerz, von bitterer Sehnsucht gepackt. Was mochte die Ärmste so getroffen haben?

Der Häuptling, den ich mir durch das Geschenk des Hemdes zum unverbrüchlichen Freund gewonnen hatte, gab mir die Aufklärung.

„Diese Frau", grinste er, „beweint den Verlust ihres Mannes."

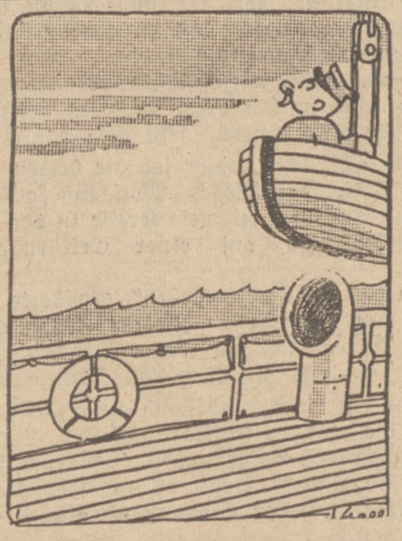
„Ist er gefallen? Im Kampf gegen feindliche Indianer umgekommen?"

„Nein. Sie selbst hat ihn verstoßen. Nun sitzt sie da und heult um ihn. Aber er kommt nie zurück."

Es erhellte aus seinen Erklärungen, daß die schöne junge Frau ein besonders zänkisches und streitbares Eheweibchen gewesen war. Schließlich hatte sie ihrem Mann so lange die Hölle heißgemacht, daß er sie in einem Anfall von Wut in den Wald schleppte und ihr die schönen schwarzen Haare abschnitt. Diese Prozedur muß über die Maßen peinvoll gewesen sein. Die Carajas, die noch im Steinzeitalter leben, besitzen ja keine Messer. Nein, der aufgebrachte Ehemann nahm vielmehr eine scharfkantige, eisenharte Muschel und kratzte damit auf dem armen Kopfe seines teuren Weibleins herum, bis jedes Härchen wegrasiert war.

Von Rissen und Wunden bedeckt, schlich die Indianerin ins Lager. Der Mann aber floh über alle Berge, denn schlimmer als der Schmerz, den er der Frau angetan, war ihre Schande. Diese Schande schrie nach Vergeltung. Und nun saß die Verlassene am Rande des Flusses, schaute über den Strom, ob der Mann nicht zurückkehren wollte, damit sie Rache an ihm nehmen konnte. Er kam nicht. Die Gefahren der Wälder, die Einsamkeit der großen Wildnis, alles schien leichter erträglich als die Rache einer Frau.





Der Mann, der gewettet hatte, daß er den Atlantik in einem Ruderboot überqueren könne.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.